

Luthers Auslegung des Magnificat 1520/21

1. Einleitung: Auf dem Weg zum großen Reformationsjubiläum 2017 sind einige Leute unterwegs, die nur zu gerne zeigen möchten, dass Martin Luther uns heute noch etwas zu sagen hat. Viele versuchen dabei nachzuweisen, wie Luther und die Wittenberger Reformation moderne – vor allem westliche – Gesellschaften positiv verändert und nachhaltig geprägt haben. Ich kann nicht leugnen, dass ich auch zu diesen Leuten gehöre. Das ist Teil meines „Jobs“. Das wird von mir erwartet. Aber mal ehrlich: Wenn wir uns auf diese Weise Luther nähern, werden wir weder ihm noch der Reformation noch dem Evangelium, das Luther und die anderen Reformatoren neu entdeckt haben, gerecht. Ob wir es zugeben oder nicht, wenn wir mit der Frage beginnen: „Was hat Luther uns heute noch zu sagen?“, machen wir das, was wir gerade für aktuell oder modern oder sehr wichtig oder relevant halten, zu unserem Maßstab und unserer Richtschnur, und Martin Luther hat sich daran zu messen, was die jeweilige Person für wichtig, notwendig, gewinnbringend oder heilsam hält. Finden Sie das auch ein wenig anmaßend? Was gibt heute irgendeiner Person das Recht solch ein Urteil zu fällen? Können Wahrheit und Gerechtigkeit nach den Maßstäben bestimmt werden, die die Gesellschaft, in der wir leben, uns gibt? Nach einem Besuch in den USA, bei dem ich dauernd verglichen habe, was den Menschen dort und den Menschen hier offenbar wichtig, unbedingt wissenswert, unbedingt beachtenswert halten, da stellt sich die Frage umso dringlicher bei mir: „Warum soll jemand denken, dass gerade seine Ansichten, seine Erwartungen oder sein Lebensstandard Maßstab für alles andere, was auf dieser Erde passiert, sind – nur weil er/sie keine Alternative kennt?“ Und wenn das der Fall ist, wenn man die USA und Deutschland miteinander vergleicht, wie ist es, wenn man unsere westlichen Gesellschaften mit einer arabischen oder fernöstlichen Gesellschaft vergleicht? Oder wenn man unsere heutige Zeit in diesem Teil der Welt mit vergangenen Zeiten an anderen Orten aber auch hier in Deutschland vergleicht? Es ist aus meiner Sicht auf jeden Fall hermeneutisch gesehen mehr als bedenklich und nicht zuletzt das Merkmal einer Gesellschaft, die an einem chronischen Narzißmus leidet, wenn man so vorgeht. Wenn man angeblich von solch einer höheren Warte aus Luther beschauen will, dann wird man Luther nicht kennen lernen können – ganz gleich, ob man ihn und seine Theologie ehrt und hochhält oder ob man ihn und seine Theologie in Mißkredit ziehen will. Mit dieser Haltung würden wir – um einen beliebten Spruch Luthers zu verwenden – „Wasser zum Brunnen tragen“ (statt Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen; s. WA VIII, S. 561). Das kann heute nicht unsere Vorgehensweise sein!

Ich setze voraus, dass Sie – wie ich – mehr über Martin Luther und von seinem Denken wissen wollen. Wie „tickte“ er? Und daher will ich – hoffentlich auch Sie – ihm zuhören. Es ist wohl bei uns allen voranzusetzen, dass wir Dinge auch danach messen, ob und inwieweit sie von der Gesellschaft, in der wir leben, akzeptiert werden. Wir fragen auch nach dem „Gewinn“ und „Nutzen“. Wir fragen: „Was habe ich davon, wenn ich dem zuhöre, oder jenes Buch lese oder zu der oder der Veranstaltung gehe?“ Dieses Schauen nach dem Gewinn hat auch eine gewisse Berechnung, solange wir dabei offen und fragend bleiben. Sie kann aber auch zum Stolperstein werden, wenn wir mit zu konkreten Erwartungen kommen und zu schnell Schlüsse ziehen. Kommen wir mit zu eng gesetzten Erwartungen, werden wir z.B. gleich denken, dass Luther „uns nichts bringt“. Lassen wir uns aber auf ihn ein, dann merken wir bald, welch einen Gewinn wir davon haben! Wir können zum Beispiel und vor allem die Rechtfertigungslehre in ihren vielen Beziehungen und Nuancen kennen lernen – und das halte ich für den größten Gewinn überhaupt!

Heute steht Luthers Auslegung des Lobgesangs der Maria, des „Magnificat“ aus dem Jahre 1521 im Mittelpunkt. Fünf Gründe möchte ich für die Auswahl dieses Textes nennen:

- 1) Der Ausgangstext, das Magnificat aus Lukas 1, 46 – 55 ist ein urchristlicher Hymnus von geistiger Tiefe und großer Schönheit. Dieses Lied steht in der jahrhundertalten Tradition der jüdischen Psalmen, trägt die Züge eines „Todalieds“, d.h. das Lied eines Menschen, der Gottes Hilfe in der Not erfahren hat und nun nach überstandem Leid seinen Gott lobt und preist (vgl. zur Gattung „Todalieder“ Gese, Hartmut: „Die Herkunft des Abendmahls“ in Biblische Theologie, Tübingen 1983², S. 107 – 127, vor allem S. 117ff. und Mittmann, Siegfried: „Aufbau und Einheit des Danklieds Psalm 23“ in ZThK, Tübingen 1980 [77, 1] S. 1 – 23). Vor allen Dingen bringt dieses Lied eine fundamentale, existentielle Erfahrung des Glaubens zur Sprache – eine Erfahrung des Glaubens, die Christen zu allen Zeiten, an allen Orten, über alle Unterschiede der Rasse, des Standes, des Einkommens, der Lebensweise und des Bildungsgrades miteinander verbindet. Hier trifft das Evangelium ins Schwarze, überwältigt eine Person, die nicht anders kann als Gottes Gnade preisen.
- 2) Luthers Auslegung dieses urchristlichen Hymnus gibt uns Einsicht in den Glauben und Leben Luthers in einer für ihn sehr kritischen und turbulenten Zeit. Obwohl dieser Text an Polemik nicht mangelt, widerspiegelt er auch viel Leidenschaft, Menschlichkeit und Feingefühl. Und wenn Luther polemisch wird, merkt man sofort, wie sehr seine Leidenschaft für das Evangelium und gegen alles brennt, was den Lauf des Evangeliums hindern will. Gleichzeitig offenbart es uns einen Luther, der in einer Zeit der völligen Ohnmacht mehr oder weniger auf Gottes Hilfe „geworfen“ war.
- 3) Seine Auslegung des Magnificats gibt uns gleichzeitig einen Einblick in die Art und Weise, wie er pflegte, die Bibel auszulegen. Bis 1521 hat er seine eigenen Methoden entwickelt, mit denen er sich Texte und Zusammenhänge in der Bibel erschloß. Es sind Methoden, die er größtenteils bis zum Ende seines Lebens angewandt hat, und bis heute kann man an diesem Punkt eine Menge von ihm lernen! Nicht wenig hat die theologische Hermeneutik des 20. Jahrhunderts (etwa Ernst Fuchs und Eberhard Jüngel) übernommen.
- 4) Luthers Auslegung des Magnificat gibt uns auch einen Einblick in seine Theologie – genauer: in seine so genannte „Theologie des Kreuzes“. Diese Theologie des Kreuzes spielt eine zentrale Rolle in seiner Rechtfertigungslehre, die wiederum nach Luther der Maßstab all dessen ist, was verdient, als „Theologie“ bezeichnet zu werden.
- 5) Schließlich zeigt uns Luthers Auslegung des Magnificat, wie dieser urchristliche Hymnus bzw. die Beschäftigung mit ihm wichtige Gedanken in anderen späteren Schriften Luthers beeinflusst haben – z. B. Luthers Bestimmung des Verhältnisses des Einzelnen zur Obrigkeit, sein frühes Verhältnis zu den Juden, usw.

Ich schlage vor, dass wir zunächst das Magnificat zusammen durchlesen – wir können es singen! Dann werden wir nach Luthers eigenen Methoden fortfahren. Wir werden nämlich die Fragen stellen und beantworten, die Luther einst infolge der Auseinandersetzung mit Thomas Müntzer formulierte (vgl. WA 36, 11, 23 – 33): I. Wer ist der Adressat? Warum wurden diese Worte (an diese Person) geschrieben und was wollen diese Worte erreichen? Und wie unterscheiden sich der Schreiber und die Umstände zum Zeitpunkt der Verfassung des Textes von mir und meinen gegenwärtigen Lebensumständen? II) Wir werden dann uns die Gliederung des Textes anschauen und uns auch mit Luthers Auslegungsmethoden beschäftigen. III) Wir werden nachschauen, wie Luther den Lobgesang der Maria auslegt, dabei fragen, welche Bilder von Gott, vom Menschen, vom status Menschen, von der Kirche und von der Gemeinschaft der Christen hier auftauchen. IV) Schließlich stellen wir die

Frage: Was folgern wir aus Luthers Auslegung des Magnificat? Oder anders gefragt: Was bedeutet Luther für uns heute?

(Zunächst: „Das Magnificat“ – Kopie aus dem EKG/Mecklenburg – Nr. 529 = Soest 1532, folgt weitgehend mit nur wenigen Abweichungen der Übersetzung Luthers; zum Vergleich vielleicht die katholische Fassung aus dem Gotteslob 1975 Nr. 689 – weicht stellenweise [vielleicht der Verständlichkeit halber] sowohl vom Griechischen als auch von der Vulgata ab – haben diese Unterschiede theologisch etwas zu bedeuten? Auffallend ist aber, dass Einheitsübersetzung wie auch das Gotteslob Luther bei der Übersetzung von „humilitas“ mit „Niedrigkeit“ und nicht mit „Demut“ gefolgt sind).

- I. Zeit und Ort, Adressat und Zweck: Luthers Auslegung des Magnificat wurde während einer äußerst turbulenten Phase seines Lebens geschrieben. Georg Spalatin (kurz erklären, wer Spalatin war) schrieb Friedrich dem Weisen um den Anfang Dezember 1520 (am 1. oder 3.), dass Luther mit einem Kommentar über das Magnificat begonnen habe. Offenbar hat Luther dem Neffen des Kurfürsten, Johann Friedrich, ein solches Werk versprochen. Dieser schrieb Luther am 20. Dezember 1520 und fragte danach. Luther widmete sich verstärkt dem Magnificat und dem Kommentar in dieser Zeit, und am 10. März 1521 schickte er ein Drittel des Textes in den Druck. Am Ostersonntag, dem 31. März 1521 konnte er Johann Friedrich berichten, dass der erste Teil fertig sei, dass er aber nun nach Worms zum Reichstag zitiert worden sei und deswegen die Arbeiten unterbrechen müsse. Zwei Tage später wird sich Luther auf den Weg nach Worms begeben – er wird eine Weile dauern, bis er Wittenberg wieder erblickt! Kurz nach seinem Auftritt in Worms befindet er sich bekanntlich auf der Wartburg, von wo aus er Spalatin am 14. Mai schreibt, dass er wieder am Magnificatkommentar arbeite. Nur ein knapper Monat später ist das Werk fertig. Er schickt das Manuskript an Spalatin in Wittenberg mit der Bitte, er möge es „möglichst bald drucken lassen“. Das ist nun nicht geschehen – zumindest nicht so schnell, wie Luther es gerne gesehen hätte. Luther musste warten und warten. Seine Ungeduld wuchs mehr und mehr. Am 3. August schrieb er Philipp Melancthon: „Ich staune darüber, dass mein Magnificat noch nicht fertig ist. Wer weiß's? Vielleicht ist es mein letztes Werk. Dennoch habe ich nicht umsonst gelebt“ (Die Umstände, unter denen Luther den Kommentar schrieb, sind ausführlich geschildert in Luther's Works, Vol. 21, St. Louis 1956, p. xviii). Am 6. September muss der Kommentar gedruckt gewesen sein, weil ein Fernhändler namens Hans Pelt ihn in einem Brief an Thomas Müntzer erwähnt. Jedenfalls wissen wir, dass der Kommentar im November 1521 recht weit verbreitet gewesen ist.

Wie gesagt: Dies war für Luther eine sehr turbulente Zeit. Stellen Sie sich vor, was unmittelbar vor und nach dem Wormser Reichstag in ihm vorging! Er genoß zwar die Unterstützung von Friedrich dem Weisen und seinem Neffen, dem späteren Kurfürsten Johann Friedrich, aber hatten sie wirklich die Macht ihn vor seinen mächtigen Gegnern zu schützen? Würde das Evangelium, das er neu entdeckt hat und für das er brannte, weiter verkündigt werden oder würde es gleich wieder unterdrückt und ohne Gegenstimme bekämpft werden? Würde er selber wie Jan Hus enden? Auch im Mai 1521, als Luther auf der Wartburg weilte, wusste kein Mensch, was als Nächstes kommen würde – am wenigsten Luther selbst! Wenn man seine Briefe aus dieser Zeit liest, merkt man, wie er einerseits möglichst viele große Projekte möglichst schnell erledigen will (Übersetzung des NT!), aber gleichzeitig auch seine Verzweiflung. Diese Umstände sollen wir wohl im Hinterkopf behalten, wenn wir Luthers Auslegung des Magnificat lesen, wenn wir

also lesen, wie er den Lobgesang der Marien auffasst, die davon singt, wie Gott die Mächtigen erniedrigt und die Niedrigen erhöht!

Zum Zweck des Schreibens: Der Kommentar wurde – wie gesagt – für Johann Friedrich geschrieben und ihm gewidmet. Johann Friedrich, auch der Beständige genannt, wird nach dem Tod von Friedrich dem Weisen im Jahre 1525 Kurfürst Sachsens. Er wird später zum Hauptförderer und – schutzherrn der Reformation unter den deutschen Fürsten. Auch das soll man sich vor Augen halten, wenn man diesen Text liest. Hier sollen und hier werden Weichen gestellt! Das Eingangsschreiben ist nach meiner Meinung auch interessant und soll nicht weggelassen werden (so wie in der Ausgabe: Luther Deutsch, Bd. 5, Stuttgart/Göttingen, 1990 4. Aufl., S. 274ff.). Luther beginnt hier – üblich für die damalige Zeit und für solche Schriften - mit einer „capitatio benevolentiae“: Mit lobenden, fast schmeichelnden Worten wirbt Luther um die Gunst des Fürsten, macht ihn für das Folgende empfänglich: „... für Eure fürstliche Gnaden sind meine Gebete und Dienste allezeit bereit“ (zitiert nach der Übertragung in Maria. Evangelisch, Leipzig, 2013², S. 186) – so beginnt Luther nach der damals üblichen weitschweifigen Begrüßung. Aber lange hält sich Luther nicht bei solchen Phrasen auf. Seine Sätze gewinnen schnell eine geradezu performative Gestalt. Er schreibt dem jungen Fürsten positive Neigungen zu, die dieser vielleicht oder vielleicht (noch) nicht hat. Auf alle Fälle legen Luthers Worte dem jungen Mann solche Neigungen ans Herz, damit sie gestärkt werden, sofern sie vorhanden sind, und hervorgerufen werden, sofern sie noch fehlen. Hier eine kleine Kostprobe: Luther möchte dem jungen Gemüt des Prinzen nichts in den Weg stellen, das ja „zur Liebe göttlicher Schrift geneigt und durch weitere Übung derselben mehr erhitzt und gestärkt würde“ (aaO, S. 187). Luther betrachtet sich nicht nur als Erzieher des angehenden Kurfürsten, sondern fängt hier schon mit dem Erziehen an! Und sofort steigt er in die Tiefe hinab:

Herrscher – so Luther – haben eine besondere von Gott gegebene Aufgabe. Manche sind fromme gottesfürchtige Menschen, sind „Engel Gottes“, und andere sind schädliche Fürsten genannt: „Löwen, Drachen und wütende Tiere“ (ebenda). Aber alle, denen Macht und ein Amt anvertraut ist, sind von Gott eingesetzt, nehmen auf indirekte Weise an seinem Regiment teil (ebenda, ausführlicher dazu: Bayer, Oswald: Martin Luthers Theologie, Tübingen 2007³, S. 287ff). Die Vernunft, Weisheit und Recht sind nach Luther gottgegebene und gute Gaben, aber er sieht auch, dass Macht Menschen häufiger zum Missbrauch als zum rechten Gebrauch von Macht, eher zum Hochmut als zum Dienst (ver-)führt (Bayer, aaO, S. 288; s. Magnificat, Marien. Evangelisch [M.Ev.], S. 231f.; Luthers Werke, BO, Bd. 2, S. 175, 10 – 14). Hier in dem Vorwort schreibt er Johann Friedrich: „Ein menschlich Herz, von Natur Fleisch und Blut, ist aus sich selbst leicht vermessen. Und wo ihm Gewalt, Gut und Ehre dazu in die Hand gegeben sind, wird es durch solche starke Ursache zur Vermessenheit und allzu freier Sicherheit noch mehr bewegt, so dass es Gottes vergisst, seiner Untertanen nicht achtet. Und weil es Traum hat, ohne Strafe übel zu tun, fährt es zu und wird ein Tier, tut nur, was ihn gelüstet, und ist mit Namen ein ‚Herr‘, aber mit der Tat ein Unhold“ (M.Ev., S. 187). Weil es nicht selten so kommt, soll Johann Friedrich sich eingehend mit dem Magnificat beschäftigen, um kein Unhold zu werden. Es gibt keine bessere Schrift für solche, die „gut regieren und heilsam Herren sein wollen“ (ebenda), denn in diesem Lied singt Maria „auf allerhebligste von der Gottesfurcht, und was er für ein Herr sei, vor allem, welches seine Werke sind in den hohen und niedrigen Ständen“ (ebenda). Mit diesem Einstieg gibt Luther nicht nur Johann Friedrich, sondern auch uns einen Ausgangspunkt. Er führt uns in

die Heilige Schrift hinein, damit sie sich uns einprägt, uns formt und bestimmt und wir ein Leben in Weisheit und Gottesfurcht führen (vgl. Oswald Bayers Ausführungen über die hermeneutischen Grundsätze Luthers, in: Martin Luthers Theologie, S. 62 – 65). Lassen wir uns von ihm weiter führen!

II. Die Gliederung des Kommentars und Luthers Auslegungsweise:

Nach dem Schreiben an Johann Friedrich am Anfang finden wir eine Übersetzung des Magnificat aus dem Griechischen bzw. Lateinischen ins Deutsche. Jeder Christ damals in Mitteleuropa kannte diesen Text, wurde er ja allabendlich in der Vesper gesungen. Dann folgt eine Einleitung zur Auslegung des Textes, und daran schließt sich die Auslegung der einzelnen Bibelverse an. Wenn wir genauer hinschauen, sehen wir, dass Luther den Hymnus in zwei Teile aufteilt: Der erste Teil erstreckt sich von Vers 46 bis 49 (Maria besingt den Gott, der ihr geholfen hat), und der zweite Teil umfasst die Verse 50 bis 55. Im zweiten Teil besingt Maria nach Luther „sechs Werke Gottes“ (darüber gleich mehr). Die Verse 54 und 55 bilden einen Schluss. Nach Luther ergibt sich die Gliederung aus dem Inhalt des Liedes. Er schreibt am Anfang des zweiten Teils: „Da sie (Maria) von sich und ihren Gottesgütern ausgesungen und Gott gelobt hat, spaziert sie nun durch alle Werke Gottes, die er insgeheim in allen Menschen wirkt, und singt ihm davon auch, lehrt uns recht erkennen die Werke, Art, Natur und Willen Gottes“ (M.Ev., S. 220).

Luther geht dem Text folgend von der besonderen Heilserfahrung der Maria aus und schließt auf Gottes Werk im allgemeinen. Dieses „Werk im allgemeinen“ gestaltet sich in drei Antithesen, die der Text in chiasmischer Form zum Ausdruck bringt. Die drei Antithesen bzw. sechs Werke Gottes umschreiben die Art und Weise, wie Gott sehr unterschiedlich mit Menschen hohen und niedrigen Standes verfährt. Nach Luther bewegt sich die ganze Welt in diesen antithetischen Beziehungen, und er meint, dies sei auch typisch biblische Redeweise von der Bestimmung der Weltverhältnisse (ebenda): „Barmherzigkeit denen, die Gott fürchten“ auf der einen Seite und die „Zerstreuung der Hoffärtigen“ auf der anderen; „Der Sturz der Gewaltigen von ihren Stühlen“ auf der einen Seite und die „Erhebung der Niedrigen“ auf der anderen; „Die Hungrigen sättigen“ auf der einen Seite und „die Reichen leer wegschicken“ auf der anderen. Der Dualismus, der sich in diesen Antithesen äußert, kündigt schon an, in welche Richtung die ganze Auslegung sich bewegen wird. In diesem Spannungsfeld der Gegensätze werden Gott, wir Menschen und unsere Beziehung zu Gott nach Luther erkennbar und von ihm zur Sprache gebracht. Kritisch kann man fragen, ob diese Sichtweise nicht auf eine zu platte Schwarz-Weiß-Malerei hinausläuft und ob nicht Luther einer solchen Schwarz-Weiß-Malerei verfallen sei. Die Frage behalten wir im Kopf, so wie wir weiter gehen.

Bevor wir fortfahren, möchte ich auf verschiedene hermeneutische Grundsätze und Techniken hinweisen, die Luther hier bei der Auslegung des Magnificat anwendet. Ich möchte zwischen zwei verschiedenen Arten von Grundsätzen und Techniken unterscheiden: Einerseits kommen bestimmte Grundsätze zur Anwendung, die er stillschweigend einsetzt, und dann gibt es Grundsätze und Techniken, die er explizit erwähnt. Was ich mit der ersten Art meine, wird wohl verständlich, wenn ich ein Beispiel nenne: In dieser relativ frühen Schrift Luthers sehen wir eindeutig, wie schon hier die Rechtfertigungslehre als hermeneutischer Schlüssel der Heiligen Schrift angewandt wird. Beim Lesen des Textes sieht man schnell, wie die Rechtfertigungslehre jeden Zug seiner Auslegung bestimmt. Im Dialog mit vorausgesetzten Lesern verwirft er manch mögliche und manch gängige Auslegung des Textes – vor allem jede Auslegung, die die Werkgerechtigkeit als selbstverständliche Prämisse voraussetzt, alles in Richtung einer entsprechenden Religiosität und Lebenshaltung lenkt und somit die Werkgerechtigkeit fördert. Luthers konsequente Auslegung der Rechtfertigungstheologie führt zu einer

Interpretation, die nicht nur damals, sondern erst recht heute wenig konventionell und auf ungewöhnliche Weise religiös wirkt. Zwar erwähnt er hier an keiner Stelle die Rechtfertigungslehre, aber sie ist an jeder Stelle bestimmend!

Auf einen weiteren Aspekt eher formaler Art möchte ich Sie hinweisen. Luther war Akademiker, setzte auch Methoden ein, die damals unter Akademikern gängig und angesehen waren. Wie selbstverständlich übernahm man einiges aus der Philosophie des Aristoteles, und obwohl Luther die Vorherrschaft der Aristotelischen Metaphysik in der Theologie abgelehnt und angegriffen hat, hat er nicht alles aufgegeben, was von Aristoteles herkam – vor allem bestimmte Verfahrensweisen, die dem Strukturieren der Gedanken und dem Argumentieren dienten. Zum Beispiel kommt sein Schema von den vier Ursachen bei ihm (wie auch und vor allem bei Melanchthon und den nachfolgenden lutherischen Theologen) zur Anwendung. Luther verfährt damit nicht starr und konsequent (wie die eben erwähnten späteren lutherischen Theologen), eher spontan und sporadisch. In diesem Text formuliert er zum Beispiel an einer markanten Stelle eine „causa finalis“, eine Finalursache, woraufhin eine bestimmte Sache, in diesem Fall das Magnificat zielt, was es also bezweckt. Er schreibt: Maria zeigt mit dem Magnificat an, „wovon ihr Lobgesang lauten soll, nämlich von großen Taten und Werken Gottes, unseren Glauben zu stärken, alle Geringen zu trösten und zu schrecken alle hohen Menschen auf Erden. Auf diesen dreifachen Gebrauch oder Nutzen müssen wir den Lobgesang ausgerichtet sein lassen und erkennen. Sie hat ihn nicht für sich allein, sondern für uns alle gesungen, damit wir ihr nachsingen sollen“ (M.Ev., S. 194 = WA VII, S. 553). Man kann auch (des Spaßes halber) beim Lesen des Kommentars fragen, ob und wie die anderen drei Ursachen zur Sprache kommen, und ich meine Folgendes gefunden zu haben – ich sage es allerdings mit Vorbehalt: Gott ist auf jeden Fall und auffallende Weise die einzige eigentliche „causa efficiens“, also Wirkursache in dieser Geschichte. Alles, was Maria tut, ist für Luther eine Reaktion, die wie von selbst auf sein Tun folgt. Maria – ihr Leib und ihre Seele – könnte man womöglich als die „causa materialis“, also als die Materia bezeichnen, an der Gott gewirkt hat (Luther nennt sie an einer Stelle die „Werkstatt Gottes, darin er [Gott] wirkt“; s. M.Ev., S. 217 = WA VII, 575). Gleichzeitig erscheint Maria, wie Luther sie in diesem Kommentar schildert, den Menschen als Urbild des glaubenden Menschen. Sie ist also auch „causa formalis“, die Formursache. Gerade weil Maria nicht sich, sondern Gott groß gemacht hat, sich nicht behauptet, sondern die „Wirtin“ dieses großen Gastes geworden ist und ihm alles anvertraut hat, darum schreibt Luther: „Sie findet sich eine Gottesmutter, über alle Menschen erhoben, und bleibt doch so einfältig und gelassen, dass sie darum keine geringe Dienstmagd für geringer als sich selbst gehalten hätte“ (M.Ev., S. 198 = WA VII, S. 555). Wir sehen schon: Das Magnificat ist nach Luthers Auslegung ein Lied des Glaubens, das auf den Glauben anderer zielt . . . „damit wir ihr nachsingen sollen“! (s. oben).

Das bringt mich zum nächsten Punkt, zu einem weiteren Merkmal der Auslegung Luthers. In seiner Auslegung des ersten Satzes, Vers 46: „Meine Seele erhebt Gott, den Herrn“, schreibt Luther vom Glauben und behauptet, dass Glaube im eigentlichen Sinne nie das Wissen vom Glauben anderer in der Vergangenheit oder in der Gegenwart, also der Glaube so genannter Glaubenshelden ist, dass der Glaube auch nicht bloßes Wissen ist; sondern, „Du musst ohne alles Wanken, ohne alles Zweifeln Gottes Willen über Dich vor Augen haben, so dass Du fest glaubst, er werde und wolle auch mit Dir große Dinge tun. Dieser Glaube lebt und webt. Er dringt durch und durch und ändert den ganzen Menschen. Der zwingt Dich, dass Du fürchten musst, wenn Du hoch bist, und getrost sein kannst, wenn Du niedrig bist. Und je höher Du bist, desto mehr musst Du Dich fürchten. Je tiefer Du unterdrückt bist, desto mehr kannst Du Dich trösten, was von jenen Arten zu glauben bei keiner der Fall ist“ (M.Ev., S. 195 = WA VII, 553f.). Luthers Kommentar zum

Magnificat redet nicht nur *über* den Glauben, sondern kommt aus dem Glauben, appelliert an den bereits bestehenden Glauben anderer, will diesen stärken und vertiefen, will Glauben wecken, wo noch nicht geglaubt wird. Nicht lange nach der Verfassung des Kommentars wird Luther bei verschiedener Gelegenheit von der „*analogia fidei*“, von der Analogie des Glaubens reden und zwar als von einer der Regeln, die man bei der Auslegung der Heiligen Schrift zu beachten hat, wenn man die Schrift recht verstehen und erklären will. Das bedeutet – um es mit Luthers Worten zu sagen – dass man alle Auslegung der Bibel und jede Lehre der Kirche danach zu richten hat, dass sie „gemäß dem Glauben“ ist, „sich mit dem Glauben reimt“, „sich dem Glauben unterwirft“, usw. (Belege bei Hof, Otto: *Schriftauslegung und Rechtfertigungslehre*, Karlsruhe 1982, S. 111). Der „Glaube“ ist einmal der (subjektive) Glaube des jeweiligen Menschen (*fides qua creditur*), der sich dann aber in einer wechselseitigen Beziehung zum Glauben der Kirche (*fides quae creditur*) befindet. Ein subjektiver Glaube ohne Bezug zur Schrift und ohne Bindung an das Bekenntnis der Kirche wäre lediglich Spekulation, gerichtet nach den eigenen Einfällen und Träumen (= Kennzeichen der Schwärmer), aber auch ein Glaube ohne selbst davon ergriffen und getragen zu sein, ein Glaube im Sinne eines „Fürwahrhalten“ von Gegebenheiten (= Kennzeichen der Papisten) wäre allenfalls Wissen aber kein Glaube, sondern Aberglaube. In seiner Jesaja-Vorlesung von 1527-1530 bemerkte Luther, dass zur Auslegung der Schrift und für die Ausbildung in der Kirche lediglich weise und verständige Menschen gebraucht werden, die es verstehen, mit der Schrift gemäß der *analogia fidei* umzugehen (WA 31/II, 178, 23; vgl. Hof, aaO, S. 115), und aus meiner Sicht ist seine Auslegung des Magnificat ein gutes Beispiel für solch einen Umgang mit der *analogia fidei*. Marias Glaube prägt seinen eigenen Glauben. Er redet aus diesem Glauben heraus, wirbt um Verständnis bei anderen, die glauben, will den Glauben stärken, fördern, bei anderen wecken, und dadurch, dass er dies tut, und wenn und weil es ihm gelingt, redet er in Vollmacht, überzeugt sein Reden vom Glauben.

Und nun kommen wir zu solchen Verfahrensweisen, die Luther im Text ausdrücklich erwähnt, anwendet und anderen empfiehlt:

1. Immer wieder sehen wir Luther dabei, wie er jenen Grundsatz anwendet, der ihm so wichtig war, nämlich dass die Schrift sich selbst auslegt. Luther will die Schrift verstehen. Er lehnt es ab, Schriftenstellen dadurch „aufzuwerten“, dass man ihnen einen fremden Sinn unterschiebt. Das war damals üblich, entsprach der wissenschaftlichen Norm der damaligen Zeit. Die Bibel nach dem so genannten vierfachen Schriftsinn auszulegen hat Luther auch kennengelernt und lange Zeit ausgeübt. Man hat also nicht nur versucht, die jeweilige Stelle buchstäblich, in ihrem geschichtlichen Zusammenhang, nach ihrer Form zu verstehen (= Literalsinn), sondern man deutete Stellen mit Hilfe von phantasiereichen Bildern (= allegorischer Sinn). Die „Moral der Geschichte“ leitet man auch ab oder legte man hinein in die jeweilige Bibelstelle (= tropologischer Sinn). Außerdem hat man auch vorausschauend den Text gedeutet, Weissagungen formuliert, Endzeitliches vorausgesagt (= anagogischer Sinn). Sie können sich vorstellen, dass man damals die Bibel fast genauso fantasievoll ausgelegt hat wie heute! Davon nahm Luther radikal Abschied, ließ nur noch den Literalsinn gelten, verwandte die anderen „Sinne“ allenfalls nur noch als Stilmittel. Das war der Anfang der modernen Bibelexegese. Und dazu gehörte, dass Luther beim Versuch, eine Bibelstelle zu verstehen, innerbiblische Sprachforschung betrieb, rote Linien und Zusammenhänge in der Bibel suchte, zwischen Haupt- und Nebenthemen in der Bibel unterschied. Und tatsächlich machte er die Entdeckung, dass die Bibel es vermag, sich selbst auszulegen. Ein Beispiel: Bei der Auslegung von Vers 48: „Denn er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd“, übersetzt Luther das lateinische Wort: „*humilitas*“ nicht – wie damals üblich und weitverbreitet – mit dem Wort „Demut“, sondern mit „Nichtigkeit“ – ja, Sie haben recht gehört – mit „Nichtigkeit“ und auch nicht mit „Niedrigkeit“, so wie es heute üblich ist. Luther zeigt hier an

dieser Stelle, was dieses Wort auch an anderen Stellen der Bibel bedeutet, dass es nämlich einen Stand und keine Tugend bezeichnet und zwar einen Stand im tiefsten unansehnlichen Elend (vgl. M.Ev., S. 201ff. = WA VII, S. 559f.). Von diesen Stellen her – natürlich in der Überzeugung, dass alles, was die Vorstellung einer Werkgerechtigkeit vonseiten der Maria auch nur andeutete, in die Irre führt – hat er an dieser Stelle „humalitas“ entsprechend übersetzt. „Nichtigkeit“ ist die extremste Form. Daneben übersetzt er die Stelle auch mit „Niedrigkeit“ oder „geringe Magd“. Man sieht aber: Er versucht die Bibel aus der Bibel selbst heraus zu verstehen, und solche Beispiele finden wir überall in diesem Text. Auffallend ist auch, dass er nicht einzelne Wendungen als „Bibelbeleg“ heranzieht, dass er auch nicht Bibelverse entgegen ihrem ursprünglichen Sinn oder entfremdend einsetzt und dass er es auch nicht bei einem oberflächlichen Zitieren bewenden lässt (etwa die Anführung von so genannten „loci probantes“). Vielmehr sucht er nach sachlichen Parallelen und analogen Verhältnissen, und dabei macht er oft erstaunliche und bis heute überzeugende Entdeckungen!

2. Luther hat später (1540) gesagt, dass in Christus all unsere Worte eine neue Bedeutung annehmen über die, die sie sonst haben, hinaus (WA 39/II, 94, 17f.: „omnia vocabula in Christo novam significationem accipere in eadem re significata“; vgl. auch Luthers Weihnachtslied: „Gelobet seist Du Jesu Christ“ 4. Strophe: „*Das ewig Licht geht da herein, gibt der Welt ein' neuen Schein; es leucht' wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht. Kyrieleis*“), und wir finden in seinem Magnificatkommentar konkrete Beispiele für solche „neue“ Worte. Ich weise hier etwa auf Luthers Bestimmung des Wortes „Gewalt“ im Kontext des 51. Verses. In den Englischen und Katholischen Übersetzungen wählt man Begriffe, die „weicher“ sind und daher weniger strittig sind: „strength“; „Macht“; „machtvolle Taten“. Warum wählt Luther diesen Begriff, bei dem im Deutschen die Vorstellung von einer zerstörerischen vernichtenden Macht mitschwingt? Luther war es wohl schon damals bewusst, dass diese Wortwahl nicht unumstritten ist. Er sagt gleich zu Beginn: „Niemand lasse sich irremachen durch die Verdeutschung, dass ich oben so verdeutscht habe: ‚Er wirkt gewaltiglich‘, und hier: ‚Er hat Gewalt geübt‘. Es geschieht, damit wir die Worte desto besser verstehen, die an keine Zeit gebunden sein sollen, sondern Gottes Art und Werk frei anzeigen, die er allezeit getan hat, allezeit tut, allezeit tun wird“ (M.Ev., S. 227 = WA VII, 585). Neben dem Grund, den Luther gerade genannt hat, meint er, dass dieses Wort (Griechisch: „kratos“), wenn immer es in der Bibel im Zusammenhang mit der Wendung „mit seinem Arm“ steht, das unmittelbare Wirken Gottes in dieser Welt anzeigt (ebenda). Und wie wirkt dieser Gott direkt? Luther beschreibt hier ein paradoxes Verhältnis: Gott wirkt am gewaltigsten, wenn er im Verborgenen wirkt. Wo Menschen am schwächsten sind und Gott nicht einmal fühlen, „eben darin ist er am stärksten da“ (M.Ev., S. 228 = WA VII, 586). Dem entspricht es, dass Gott oft Menschen groß und eingebildet werden lässt, sie ihre Macht bis zum Äußersten missbrauchen lässt und gleichzeitig andere Menschen schwach und schwächer werden lässt auch bis zum Äußersten, um dann – gerade dann! – sich als Gott, als der mächtige Gott, der er ist, zu erweisen (ebenda). Es kommt nicht von Ungefähr, dass Luther gerade in diesem Zusammenhang auf das Kreuz Christi hinweist und auf das paradoxe Werk Gottes in dieser Welt, wenn er das, was schwach, nichtig und sündig ist vor Welt, erwählt und gerade das, was als stark, groß und heilig gehalten wird, nicht erwählt, sondern verwirft. Wir haben es hier mit der „Theologie des Kreuzes“ und mit der Rechtfertigungslehre in purer Form zu tun! Das Wort „Gewalt“ wurde von Luther gewählt, um einmal die tatsächliche Wirkkraft Gottes und dann aber auch den Ernst dieser Sache hervorzuheben. Für die, die erniedigt werden, ist das nach Luther auch ein großer Trost, nämlich dass Gott so wirkt, dass er sie aus dem tiefsten Elend und der größten Ohnmacht nicht nur erlösen will, sondern auch erlösen wird und dass er mit der gleichen Kraft den Stolz und das Unrecht nicht unendlich duldet (und damit „absegnet“), sondern über kurz oder lang mit den entsprechenden, nicht zu verharmlosenden Folgen für die Betroffenen vernichtet (ebenda). Ich komme nicht umhin, an manche Lieder Paul Gerhards zu denken, wenn ich solche Texte von Luther lese, zum

Beispiel an „Gib Dich zufrieden und sei stille“ (EG 371), „Warum sollt ich mich den grämen“ (EG 370), „Sollt ich meinem Gott nicht singen“ (EG 325), „Ich bin ein Gast auf Erden“ (EG 529 – noch besser, wenn die fehlenden Strophen der Urfassung dazu kommen!) und „Befiehl Du Deine Wege“ (EG 361): „Ihn, ihn lass tun und walten, er ist ein weiser Fürst und wird sich so verhalten, dass Du Dich wundern wirst, wenn er, wie ihm gebühret, mit wunderbarem Rat das Werk hinausgeföhret, das Dich bekümmert hat“ (361, 8). Solche Theologie und solche Lieder bringen einen jeder „basic beliefs“ zur Sprache, die nach neueren Studien der Psychologie (vor allem Michael Linden an der Charité) von über 90% der Bevölkerung bewusst oder unbewusst geteilt werden, „basis beliefs“, die vor allem sich dort bemerkbar werden, wenn sie verletzt werden derart, dass es eine Krise im Leben der betreffenden Person auslöst. Die Verletzung dieses „basis beliefs“ (in diesem Fall die Überzeugung davon, dass es so etwas wie Recht und Gerechtigkeit gibt und dass die Gerechtigkeit überwiegt und sich durchsetzt) und die sich daraus resultierende Krise führen meistens – wo eben kein Glaube vorhanden ist – zu dem Phänomen: „PTED“ = „Posttraumatic Enbitterment Disorder“ zu Deutsch: „Posttraumatische Verbitterungsstörung“, ein Phänomen, das gerade hier in Deutschland weit verbreitet ist! Wenn wir zu unserem Ausgangspunkt zurückkehren, merken wir das durch diese Deutung des Griechischen Wortes: „Kratos“ das Wort eine Bedeutung gewinnt, die zwar an die frühere anknüpft aber auch durch den neuen Bezugspunkt eine andere Gewalt als die sonst übliche darstellt. Diese neue Bedeutung kann somit gar als Widerspruch zu dem sonstigen langläufigen Sinn des Wortes (in diesem Fall der Gedanke, dass die „Gewalt“ jenes Gottes, der sich in Jesus Christus offenbart, mit gleicher Kraft und Mächtigkeit und daher mit den gleichen furchtregenden Folgen wie im Fall der Vernichtung des Bösen sich *zum Heil* der Erniedrigten auswirkt).

3. Wir finden in Luthers Auslegung des Magnificat eine Entwicklung, die auch typisch für die Art und Weise ist, wie er auch sonst verfährt: Er geht von einem spezifischen Fall aus und schließt von hier auf das Gottesverhältnis und das Leben im allgemeinen. Der spezifische Fall ist hier Mariens Glaube und das, was nach Mariens eigenen Aussagen sie glauben lässt, nämlich Gott und seine Hilfe in der Not (vgl. M.Ev., S. 220, „Da sie [Maria] von sich und ihren Gottesgütern . . .“ = WA VII, 577). Ausgehend von dem Glauben der Maria betont Luther immer wieder, dass Gott so ist, wie er hier in diesem Glaubenslied zur Sprache kommt, dass er von jeher und heute und in alle Ewigkeit sich so verhält wie hier beschrieben und dass Mariens Glaube die entsprechende menschliche Antwort auf diesen Gott und sein Handeln ist. Nun könnte man jenen (relativ) bekannten Spruch aus der klassischen Logik hier dagegen einwenden: „a particulari ad generale non valet conclusio“ – „Eine Schlußfolgerung vom Einzelfall auf das Allgemeine ist nicht gültig“, aber hier kommt wieder die „analogia fidei“ zur Anwendung: Mariens Glaube erweist sich als Urbild des Glaubens überhaupt, des Glaubens von Menschen, von denen die Bibel erzählt, wie auch von Menschen, die heute glauben und ihr Lied hören. Es verschafft sich Gehör, weil es den Glauben als die lebensverändernde und nachhaltig prägende Erfahrung ausdrückt, die der (echte) Glaube nun einmal ist, und damit wirbt es auf performative Weise um Menschen, die noch nicht glauben, so dass sozusagen wie ein „Self-fulfilling prophecy“ der Glaube bei anderen hervorgerufen wird. Ich zitiere noch einmal eine Stelle, wo dies nach meiner Meinung auf eine prägnante Weise ausgedrückt wird: „Du musst ohne alles Wanken, ohne alles Zweifeln Gottes Willen über Dich vor Augen haben, so dass Du fest glaubst, er werde und wolle auch mit Dir große Dinge tun. Dieser Glaube lebt und webt. Er dringt durch und durch und ändert den ganzen Menschen. Der zwingt Dich, dass Du fürchten musst, wenn Du hoch bist, und getrost sein kannst, wenn Du niedrig bist. Und je höher Du bist, desto mehr musst Du Dich fürchten. Je tiefer Du unterdrückt bist, desto mehr kannst Du Dich trösten“ (s. oben S. 6; M.Ev., S. 195 = WA VII, S. 553f.). Von diesem spezifischen Fall ausgehend können wir den Schluss ziehen, dass man nach Luther nicht mit vorgefaßten Begriffen und Vorstellungen, also mit „Vorurteilen“ an biblische Texte herantreten soll, um die Texte nach diesen Begriffen oder

Lieblingsgedanken zu biegen und zu schmiegen, sondern von dem konkreten Text ausgehend bei gleichzeitiger Achtung auf die „*analogia fidei*“ sollen wir unsere Gedanken bestimmen lassen und Schlüsse für das Gottesverhältnis und das Leben im allgemeinen ziehen. So hat Luther es uns vorgemacht. Wir schauen nun, wie Luther diese Aussagen weiter konkretisiert:

III. Hauptgedanken, die in Luthers Kommentar zum Magnificat zur Sprache kommen:

Wir könnten jetzt den Kommentar durchgehen – Einheit für Einheit, Vers für Vers. Das ist eine schöne und lohnende Beschäftigung, habe ich auch einmal in einem Pfarrkonvent (Teterow) getan, aber dafür braucht man Zeit, die wir jetzt nicht haben. Stattdessen möchte ich mich jetzt auf bestimmte Hauptgedanken beschränken, die zwar an der einen oder anderen Stelle stärker als sonstwo behandelt werden aber letztlich das ganze Werk wie rote Linien durchziehen. Ich möchte nun so verfahren, dass ich diese Hauptgedanken in der Reihenfolge behandle, wie sie in etwa in dem Text betont vorkommen. Während wir fortfahren, bitte bedenken Sie das, was wir bisher erörtert haben: Die Umstände, unter denen Luther den Text geschrieben hat – er selbst völlig machtlos, der Gunst und Gnade der „Erhöhten“ ausgeliefert (Reichstag zu Worms – Wartburg – Wormser Edikt vom 8. Mai 1521); die „Ziele“, die Luther mit diesem Text erreichen will: a) große Werke und Taten Gottes schildern; b) die Schwachen trösten; c) die Großen aufrütteln und vor dem Missbrauch der ihnen anvertrauten Macht warnen (Johann Friedrich); Dann sein Verständnis des echten lebendigen Glaubens und die Schilderung des Glaubens der Maria als Urbild des Glaubens schlechthin (finden Sie Ihren eigenen Glauben in Maria wiedergespiegelt?); außerdem auch noch seine Art der Bibelauslegung und die sprachschöpferische Kraft des Glaubens. Hier nun die Hauptgedanken, die ich jetzt thematisieren möchte:

1. Gotteserkenntnis als Werk des Heiligen Geistes und nur im Glauben gegeben.
2. Der Gott, von dem Maria singt: Seine Werke und Taten, sein Regiment.
3. Maria – Urbild des Glaubens und der Gegensatz zu ihr bzw. zum Glauben.
4. Das Leben des Glaubenden in dieser Welt.

1. Gotteserkenntnis als Werk des Heiligen Geistes und nur im Glauben gegeben:

In der Vorrede zum Kommentar betont Luther, dass der Glaube und die Gotteserkenntnis der Maria, die in diesem Lobgesang zur Sprache kommt, allein Werk des Heiligen Geistes ist. Warum der „Heilige Geist“? Warum „nur“ der Heilige Geist? Gerade die Unscheinbarkeit, die Niedrigkeit, die „Nichtigkeit“ der Maria lässt nach Luther erkennen, wie sehr Gott hier allein am Werk ist: Sie lobt Gott, „nachdem sie an sich selbst erfahren hat, dass Gott in ihr so große Dinge wirkt, wo sie doch gering, unansehnlich, arm und verachtet gewesen war, lehrt sie der Heilige Geist diese reiche Kunst und Weisheit“ (M.Ev., S. 189 = WA VII, 546). Mit anderen Worten: Trotz der Niedrigkeit der Maria, die ja allem widerspricht, was sonst unter Menschen für hoch, heilig, göttlich gehalten wird, wirkt Gott an dieser Person und durch sie und zwar so, dass man aus Sicht des Glaubens im nachhinein sagen muss: *Gerade* in solcher Niedrigkeit erweist Gott seine Macht an uns Menschen und nötigt uns zu dem Bekenntnis, dass er – und nur er – hier am Werk gewesen ist. Der Weg des Menschen ohne Glauben ist sonst ein ganz anderer: Der Mensch strebt täglich „zur Ehre, zur Gewalt, zum Reichtum, zur Kunst, zu gutem Leben und allem, was groß und hoch ist“ . . . „Wo Armut, Schmach, Not, Jammer und Angst ist, da wendet jedermann die Augen ab“ (ebenda, WA VII, 547). Solch eine Welt kennt daher letztlich auch keinen Gott, der „aus dem Nichts wolle etwas machen“ (M.Ev., S. 190; WA VII, 547). Auf die aber, die ihn erfahren haben und an ihn glauben, legt Gott in dieser Welt „den Tod . . . und (hat) das Kreuz Christi mit unzähligen Leiden und Nöten seinen allerliebsten Kindern und Christen gegeben, ja lässt sie auch zuweilen in Sünde fallen, auf dass er ja viel zu sehen hätte in die Tiefe, vielen helfen kann, viel wirken, sich als ein rechter Schöpfer erzeigen und damit sich so bekannt machen, dass man ihn liebt und lobt“

(ebenda; WA VIII, 548). Nach Luther ist der Heilige Geist, der diesen Perspektivenwechsel schafft: „Der hat solche überschwängliche Kunst und Lust in einem Augenblick in der Erfahrung gelehrt“ (ebenda). Und Maria steht vor den Augen des Glaubens da als jemand, der diesen Gott erfahren und das Wirken des Heiligen Geistes in ihrem Lied zum Ausdruck bringt. Sie erfüllt nach Luther die Worte des Jesaja (11, 1f.), der davon schrieb, dass Gott eine Rute aus dem Stamm Jesse und eine Blume aus seiner Wurzel hervorgehen lassen wird – Maria ist die Stellvertreterin Israels, aus der diese Rute aus diesem toten Stamm und diese Blume aus dieser dünnen Wurzel hervorgehen ließ (M.Ev., S. 191 = WA VII, 549). Das alles befindet sich in einem Widerspruch zur Weltsicht, entspricht aber dem Wirken dieses Gottes zu allen Zeiten (ebenda).

2. Der Gott, von dem Maria singt: Seine Werke und Taten, sein Regiment:

Sie sehen vielleicht, wie unsere „Hauptgedanken“ miteinander zusammenhängen und ineinanderfließen. Wir haben schon längst angefangen, von Gott dem Schöpfer und von seinem Wirken im Verborgenen zu reden. Einer der versiertesten Lutherkenner unserer Tage, Prof. Oswald Bayer, weist schon seit Jahren darauf hin, dass Luthers Lehre von der Schöpfung konsequent aus der Rechtfertigungslehre abgeleitet worden ist (vgl. Bayer, aaO, S. 87 – 96), und das ist gerade deutlich geworden. Kurz auf den Punkt gebracht: Die Schöpfung aus dem Nichts – „creatio ex nihilo“ – ist eine Analogie der Art und Weise, wie Gott den Sünder aus der Macht der Sünde, des Teufels und des Tods errettet, und umgekehrt. Und wie von selbst erkennt Luther hier Parallelen zwischen der Schöpfung aus dem Nichts und Paulus' Wort vom Kreuz in 1. Korinther 1 und 2. Dies wird nicht zuletzt bei seiner Auslegung des 48. Verses des Magnificat deutlich, wo er das Lateinische Wort „humilitas“ als „Nichtigkeit“ oder „Niedrigkeit“ und nicht – wie es sonst naheläge und damals auch üblich war – mit „Demut“. Die Verkündigung des Paulus, dass Gott das erwählt, was in dieser Welt als töricht gilt, um die Weisen zu beschämen, und das erwählt, was in dieser Welt als schwach gilt, um die Starken zu erniedrigen, erweist sich in seiner Wahl der Maria, ist typisch für das Handeln jenes Gottes, der die Erde und alles Leben aus dem Nichts erschaffen hat. Die Maria, die Gott erwählte und aus der Tiefe holte, ist somit eine Analogie des Kreuzesgeschehens. Übersetzte man hier das Wort „humilitas“ im Sinne von Demut und damit im Sinne einer menschlichen Tugend und nicht im Sinne eines elenden Zustands, übersetzte man diese Stelle falsch (vgl. M.Ev., S. 201 – 204). Luther betrachtet Maria also vom Kreuz her.

Wie wir es vorhin gesehen haben: Wenn Gott „Gewalt übt mit seinem Arm“ und zwar am gewaltigsten in dieser Welt handelt, dann handelt er - auch hier nicht so, wie die Welt erwartet, also mit sichtbaren Erweisen seiner Gewalt – sondern (nach Luther) „im Verborgenen“ (vgl. M.Ev., S. 227ff. = WA VII, 585ff.). Auch hier sieht Luther sowohl Maria als auch die Welt vom Kreuz her, wobei er sich nicht ausführlich zum Kreuzesgeschehen äußert, sondern es mit einem Hinweis darauf bewenden lässt (vgl. M.Ev., S. 229 = WA VII, 588) – dieser Hinweis verrät uns aber den eigenen Erkenntnisgrund, die „ratio cognoscendi“ aller rechten Theologie nach Luther. Das, wovon Maria singt: „Er hat Gewalt geübt mit seinem Arm und zerstreut die Hoffärtigen im Gemüt ihres Herzens“, findet sich nach Luther überall in der Bibel bezeugt (beim Lesen des Kommentars achten Sie auf die vielen Hinweise aus den Psalmen!), und in Jesu Christi Kreuzigung und Auferstehung offenbart sich in vollendeter Form die eigentliche Gewalt Gottes.

Im zweiten Teil des Kommentars betrachtet Luther die Werke und Taten Gottes in jenen drei Antithesen, die ich vorhin erwähnt habe. Dabei wird eines schnell deutlich: Luther lässt sich nirgends auf eine Diskussion über abstrakte metaphysische Fragen ein. Stattdessen leitet er jede theologische Aussage, also alle Rede von Gott von der konkreten, in der Bibel bezeugten Beziehung Gottes zu den Menschen ab – in diesem Fall von der Beziehung Gottes zu Maria. Das veranlasst mich zu der Annahme, dass nach Luther Gott nicht „an und für sich“ gesehen werden will, sondern in seiner konkreten Beziehung zu den Menschen, die diese Beziehung

vom Kreuz her sich erkennen lässt. Im Zusammenhang mit den vielen positiven Aussagen über Gott: Er sei barmherzig, gerecht, treu, findet man in diesem Teil des Kommentars einige – überwiegend negative – Aussagen über die gefallene Menschheit: Aussagen über menschlichen Stolz, Überheblichkeit, Ungerechtigkeit, Aussagen über Gottes Barmherzigkeit verbunden mit Aussagen darüber, wie unbarmherzig Menschen miteinander umgehen, Aussagen darüber, wie Gott Menschen aus ihrer Not holt und sie damit „groß macht“, und Aussagen darüber, wie der Mensch sich großzumachen versucht – er erwähnt als Beispiele die „die Reichen, die heiligen Gleisner, die Mächtigen und die Gelehrten“, nach Luther die „größten Feinde Gottes“ und „des Teufels Leckerbissen“ (M.Ev., S. 232 = WA VII, 590). Gott liebt die, die diese und ihre vielen Handlanger verwerfen (ebenda). Es ist Gottes eigene Barmherzigkeit, die nach Luther in Anlehnung an Vers 54 Gott zu solcher Liebe bewegt. Indem Gott Israel erwählt und aus Israel Christus hervorgehen lässt, ist kein Verdienst dieses Volkes oder eines Menschen: „Er hatte nichts anzusehen, das ihn bewegte, als nur, dass er barmherzig wäre, und diesen Namen wollte er bekanntmachen“ (M.Ev., S. 238 = WA VII, 596). Diese Sätze erinnern mich an jene sehr schöne 28. These aus Luthers Heidelberger Disputation von 1518, wo Luther behauptet: „Die Liebe Gottes findet das für sie Liebenswerte nicht vor, sondern erschafft es. Die Liebe des Menschen (dagegen) entsteht aus dem für sie Liebenswerten“, und Luther schreibt weiter: „Der erste Teil ist offensichtlich, weil die Liebe Gottes, die im Menschen lebt, die Sünder, Bösen, Törichten, Schwachen liebt, um sie zu Gerechten, Guten, Weisen und Starken zu machen, und so verausgabt sie sich vielmehr und teilt Gutes mit. Denn darum sind die Sünder schön, weil sie geliebt werden; nicht darum werden sie geliebt, weil sie schön sind. . . . Und das ist die Liebe des Kreuzes, aus dem Kreuz geboren, die sich dorthin wendet, nicht, wo sie Gutes findet, das sie genießen könnte, sondern wo sie dem Schlechten und Bedürftigen Gutes bringen kann (Luthers Werke, Lateinisch-Deutsche Studienausgabe, Bd. 1, Leipzig 2006, S. 61). Auch hier wieder: Kreuzestheologie und Rechtfertigungslehre in Reinform!

3. Maria – das Urbild des Glaubens und der Gegensatz zu ihr bzw. zum Glauben:

Die Jungfrau Maria antwortet wie genötigt und doch völlig ungezwungen auf das Handeln jenes Gottes, der liebt und in Liebe Neues schafft. Sie vertraut gänzlich auf ihn und nicht auf sich, auf ihr eigenes Tun, schaut auch nicht auf das, was sie „davon hat“, und daher ist sie für Luther das Urbild des Glaubens für alle, die glauben. Wenn Luther die Beziehung des Menschen zu Gott positiv bestimmt, dann im Blick auf diese Maria! Luther kritisiert immer wieder die religiöse Praxis, in der Maria aufgrund von irgendwelcher Tugendhaftigkeit (wie etwa Jungfräulichkeit oder Demut) oder wegen besonderer Qualitäten, die sie angeblich besessen hat, über andere erhoben wird. Genau das zeichnet Maria gegenüber anderen Menschen aus, nämlich dass sie sich selbst nicht groß gemacht hat und sich über andere erhoben hat – was „typisch menschlich“ bzw. der Weg der Welt und des Sünders ist! Luther beschreibt das Hauptmerkmal der Maria als Selbstvergessenheit: „Sie wollte ... gar nichts von sich gehalten haben, sondern allein Gott macht sie groß. Dem gibt es ganz allein, nimmt sich davon aus und trägt's alles nur wieder hinauf zu Gott, von dem sie es empfangen hatte“ (M.Ev., S. 197 = WA VII, 555). Gerade deswegen ist Maria über alle anderen Menschen erhoben: „Sie findet sich eine Gottesmutter, über alle Menschen erhoben, und bleibt doch so einfältig und gelassen, dass sie darum keine geringe Dienstmagd für geringer als sich selbst gehalten hätte“ (M.Ev., S. 198 = WA VII, 556). Und daher soll das Magnificat alle, die es hören, so bewegen, dass sie sagen: „Ei, Du selige Jungfrau und Mutter Gottes, wie hat uns Gott in Dir erzeigt einen so großen Trost, indem er Deine Unwürdigkeit und Nichtigkeit so gnädig angesehen hat, wodurch wir von nun an erinnert werden, er werde uns arme, nichtige Menschen Deinem Beispiel nach auch nicht verachten, sondern gnädig ansehen“ (M.Ev., S. 212 = WA VII, 569).

Hier wie auch in zahlreichen Predigten, in denen Luther von Maria erzählt, fällt auf, wie oft und ausdrücklich Luther die Alltäglichkeit von Maria hervorhebt. Sie war nicht eine der höheren Töchter Jerusalems, nicht die Tochter eines hohen Rats Herrn, eines Fürsten, eines Reichen, keine junge Frau, zu der Menschen niedrigeren Standes Achtung aufschauen müssten. „Sie ist unter ihren Nachbarn und deren Töchtern ein einfaches Mädchen gewesen, das Vieh und Haus versorgt hat, ohne Zweifel nicht anders, als jetzt eine arme Hausmagd sein mag, die tut, was man sie im Haus zu tun heißt“ (M.Ev., S. 191 = WA VII, 549). Verbunden mit dieser Unterstreichung der Alltäglichkeit der Maria ist Luthers Kritik an einer gewollten Demut etwa an dem damals weit verbreiteten Versuch, durch den Verzicht auf ein bequemes Leben, durch das monastische Leben, das Tragen geringerer Kleider, durch das Verzichten auf bestimmtes Essen, durch sexuelle Enthaltbarkeit und dergleichen sich vor Gott zu erhöhen und sich vor seinen Mitmenschen Ansehen zu verschaffen, und stets in dem Bewusstsein, letztlich doch besser zu sein als die, die nicht so leben (ausführlich erörtert im Zusammenhang mit der Deutung des Wortes „humilitas“, M.Ev., S. 201ff. = WA VII, 559ff.). Hier meldet sich wieder die Rechtfertigungslehre und mit ihr die Kritik an dem Glauben an die eigene Gerechtigkeit bzw. an der vorherrschenden Gesetzesreligion. Wie der Theologe, Hans Joachim Iwand, in Bezug auf Luthers Theologie geschrieben hat, entsteht das Christsein oder das Seligsein nicht durch die Taten, die man vollbringt, und entscheidet sich nicht auch an den Leistungen, die man vorweisen kann. Und entgegen gängiger Überzeugung und Praxis ist nicht das gottgefällig, was der Christ tut, um aufzufallen und um vor sich und anderen Menschen etwas Besonderes zu sein. „Dasjenige, woran man die Christen erkennt, ist das Wort, das Sakrament; das sind die Zeichen“ (Iwand, Hans Joachim, Werke, Bd. 5, „Luthers Theologie“, Bd. 5, München 1983², S. 152). Es geht aber um weit mehr als um den äußeren Schein. Es geht hier um ein anderes kirchliches und in vielen Fällen um ein anderes persönliches Selbstverständnis: Der Gott, der in Christus Mensch geworden ist, will nach Luther den Menschen in der Welt erlösen und nicht, dass er in Scheinwelten flüchtet, wo er sich das Heil verspricht, Scheinwelten, die nur scheinbar weniger weltlich sind, wo ja die Hybris, der Selbststurm, der Glaube an sich bzw. die Werkgerechtigkeit und die Gottesfeindschaft nicht weniger werden, sondern erst recht fröhliche Urständ feiern. „Die Unterscheidung zwischen einem sakralen und einem profanen Bezirk, die ja mit dem mittelalterlichen Heiligkeitsbegriff gesetzt war, hört auf“ (Iwand, aaO, S. 153). Alle großen Werke der Mönche, Priester, Bischöfe und Kardinäle machen sie vor Gott nicht heiliger als die Werke einer einzigen armen Dienstmagd, „die durch die Taufe in Gottes Reich gesetzt ist, an Christum glaubt und im Glauben auf die selige Hoffnung hoffen“ (WA 34/2, 133, 14ff. – Predigt aus dem Jahr 1531). Wir haben es hier mit einem Gedanken zu tun, der schon 1520 in Luthers Reden vom Priestertum aller Gläubigen, hier im Magnificatkommentar von 1521 vorkommt und immer wieder in seinen Schriften anzutreffen ist – hier geht es um ein neues oder zurückgewonnenes Verständnis vom Christsein. Gewonnen aus dem Studium der Heiligen Schrift rüttelt dieses zurückgewonnene Verständnis vom Christsein an einem Fundament katholischer Lehre und katholischen Selbstverständnisses. Bis heute dürfte hier ein wesentlicher Unterschied zwischen katholischer und evangelischer Lehre und Praxis liegen.

Und wie sieht sonst der Gegensatz zu Maria aus? Das ist anhand des Magnificatkommentars nicht schwer zu beschreiben! Die Welt, im Glauben an die eigene Gerechtigkeit verfangen, beschreibt Luther so: „Das erfahren wir täglich, wie jedermann nur über sich strebt, zur Ehre, zur Gewalt, zum Reichtum, zur Kunst, zu gutem Leben und allem, was groß und hoch ist, sich bemüht. Und wo solche Leute sind, denen hängt jedermann an, da läuft man hin, da dient man gern, da da läuft man hin, da dient man gern, da will jedermann sein und der Höhe teilhaftig werden“ (M.Ev., S. 189 = WA VII, 547). Man verspricht sich also sein Heil durch den Aufstieg. Maria vergisst sich selbst, denkt nicht an sich, strebt nicht an Ansehen und Gewinn, ist sich ja wegen der Taten Gottes ihrer selbst nicht mächtig. Luther zitiert Maria mit

folgenden Worten: „Es schwebt mein Leben und all mein Sinn in Gottes Liebe, Lob und hoher Freude, so dass ich, meiner selbst nicht mächtig, mehr erhoben werde, als dass ich mich selbst erhebe zu Gottes Lob“ (M.Ev., S. 193 = WA VII, 550). Das andere gegensätzliche Lebensmodell bringt nicht das, was man sich erhofft: Statt Frieden und Einheit ist das Leben des Menschen unter dem Gesetz unruhig. „Wo der Glaube nicht ist, da müssen viel Werke (sein), woraus dann Unfriede und Uneinigkeit folgt und so kein Gott mehr dableibt“ (Text aus Luther Deutsch, Bd. 5, Göttingen, 1990 4. Aufl., S. 282; fehlt bei M.Ev.; WA VII, 552). Weitere Merkmale der „Werkheiligen“? Luther findet unter ihnen „zwei falsche Geister, die das Magnificat nicht in rechter Weise singen können“ (M.Ev., S. 197 = WA VII, 554). Die einen loben Gott, wenn es ihnen gut geht, und zwar nur, wenn es ihnen gut geht. Wenn es ihnen übel geht, halten sie nichts mehr von Gott, „ist das Singen aus“ (ebenda; WA VII, 555). Den anderen Geist hält Luther für gefährlicher. Die, die von diesem Geist beherrscht werden, eignen sich Gottes Güter an, als würden sie ihnen zustehen, fragen stets nach dem möglichen Gewinn. Sie wollen sie zur eigenen Ehre haben, denken, sie würden durch sie mehr werden als andere Menschen (ebenda). In ihrer am Gewinn orientierten Religion haben sie „viel mehr Lust gehabt am Heil als am Heiland, mehr an den Gaben als am Geber, mehr an der Kreatur als an Gott“ (M.Ev., S. 199 = WA VII, 556f.). Gutes tun sie, „nicht um Gottes bloßen Gutseins willen . . ., sondern um ihres eigenen Nutzens willen“ (M.Ev., S. 201 = WA VII, 559). Einen anderen, einen reinen Geist hat Maria gehabt, der sich dadurch zu erkennen gibt, „dass sie, mitten in den großen, überschwänglichen Gütern schwebend, ihnen dennoch nicht verfällt, nicht ihren Nutzen darin sucht, sondern ihren Geist in Liebe und Lob des bloßen Gutseins Gottes rein behält, bereit, willig und gern anzunehmen, wenn Gott sie dieser wieder berauben und sie einem armen, nackten, Mangel habenden Geist lassen wollte“ (M.Ev., S. 200 = WA VII, 558).

4. Das Leben des Glaubenden in dieser Welt: Was bedeutet das alles für das Leben des Glaubenden in dieser Welt? Luthers Verfahrensweise folgend gehen wir jetzt von dem Glauben der Maria aus, vergleichen ihr Leben mit dem anderer und ziehen daraus Folgen für das Leben im Allgemeinen. Vorweg fragen wir aber, wie Luther sich selbst im Vergleich zu Maria und ihrem Glauben sieht. Gewiss, wenn er über „andere“ redet, dabei den Blick auf Priester, Mönche, den Papst, die Reichen, die Mächtigen und die Gelehrten dieser Welt richtet und ihr gottloses Streben nach Macht, Ansehen, Geld und einem bequemen Leben als den Versuch, sich zum Abgott zu machen, entlarvt, dann können wir den Eindruck haben, Luther identifiziere sich mit Maria. Haben wir nicht einen Fall von Schwarz-Weiß-Malerei vor uns? Wenn wir ihn genau lesen und darauf achten, wie und wo er „wir“ einsetzt, wenn er von unserem menschlichen Zustand redet, sehen wir, dass dieser Hymnus für ihn nicht nur Evangelium, sondern auch Gesetz verkündigt – das Gesetz, das auch ihn (mit allen anderen Sündern) anklagt: „Oh wir armen Menschen: Wenn wir ein wenig Gutes, Gewalt oder Ehre haben, ja ein wenig hübscher denn andere sind, können wir uns nicht einem Geringeren gleichstellen und der Hochmut nimmt überhand“ (M.Ev., S. 198 = WA VII, 555f.). Selbst wenn „wir“ ähnlich wie Maria Gott vertrauen, treibt erfahrenes Unrecht auch „uns“ in die Ungeduld: „Es fehlt nicht nur am Glauben, dass wir nicht auch ebenso ein wenig harren könnten der Zeit. Sonst würden wir auch fein sehen, wie die Barmherzigkeit sei bei den Gottesfürchtigen mit aller Stärke Gottes, und der Arm Gottes wider die Hoffärtigen mit allem Ernst und Gewalt. Wir Glaubenslosen tappen mit der Faust nach der Barmherzigkeit und nach dem Arm Gottes“ (M.Ev., S. 229 = WA VII, 587). Und gewiss meint Luther sich selbst, wenn er schreibt: „Es ist aber der leidige Unglaube allezeit im Wege, dass Gott solche Werke nicht in uns wirken kann und wir sie nicht erfahren noch erkennen können. Wir wollen satt sein und aller Dinge genug haben, ehe der Hunger und die Bedürftigkeit kommen, und uns mit Vorrat versorgen auf zukünftigen Hunger und Mangel, so dass wir Gottes und seiner Werke nimmer bedürfen“ (M.Ev., S. 234 = WA VII, 593). Der zentrale Gedanke der lutherischen Rechtfertigungslehre: „simul iustus et peccator“, oder – übersetzt: dass der Mensch – auch im

Glauben gerecht, doch zugleich und sein Leben lang auf die Gnade und Vergebung Gottes in Jesus Christus ist, dass also die Gerechtigkeit Jesu Christi, die im Glauben an Jesus Christus unsere Gerechtigkeit wird, dennoch eine „fremde Gerechtigkeit“ (iustitia aliena) bleibt, findet in solchen Stellen seinen Ausdruck.

Wenn Luther in dem vorherigen Zitat bemerkt, dass wir wegen des eigenen Unglaubens Gottes Werke weder erfahren noch erkennen können, dann entspricht das auch der eigenen Glaubenserfahrung Luthers, nämlich dass der Glaube selber nicht das Resultat der eigenen Anstrengung oder des Willens ist, sondern sich ganz und gar dem Wirken des Heiligen Geistes verdankt. Wie soll es anders sein, wenn auch der Glaube, in dem Maria ihren Lobgesang erhoben hat, auf das Wirken des Heiligen Geistes zurückzuführen ist (s. oben bzw. M.Ev., S. 188 – 189 = WA VII, 546f.)? Die bekannte Erklärung des 3. Artikels des apostolischen Glaubensbekenntnisses aus dem „Kleinen Katechismus“ kündigt sich hier schon an: „Ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erhalten, im rechten Glauben geheiligt und erhalten“ (EKG/Mecklenburg Nr. 823).

Wenn nun der Glaube der Maria Urbild des echten Glaubens ist, dann kann es hier nicht um ein Ideal gehen, das jeder Mensch erreichen kann, wenn er sich nur darum bemüht, und das erklärt wohl auch, warum Luther hier den Lesern den Glauben der Maria nicht vorhält nach dem Motto: „Seht hier die Maria und werdet so wie sie, so werdet ihr selig“. Es geht hier auch nicht um ein Wissen von Maria, das man sich lediglich durchs Lernen einprägen könnte. Solch ein Glaube wäre jener Glaube von anderen, der letztlich kein Glaube ist, wäre jene „fides quae creditur“ – ein Fürwahrhalten von Dingen, die man eben zu glauben hat, und somit auch kein Glaube, kein Vertrauen zu Gott, kein Leben aus dem Geist Gottes (s. oben). Dennoch ist Maria für Luther gerade dadurch für andere ein Vorbild, dass sie anderen gar kein Vorbild sein wollte: „Die wahren Demütigen“, so Luther, „sehen nicht auf die Folge der Demut, sondern mit einfältigem Herzen sehen sie in die niedrigen Dinge, gehen gern damit um und werden selbst niemals gewahr, dass sie demütig sind. Da quillt das Wasser aus dem Brunnen“ (Ev.M., S. 205 = WA VII 562). Maria ist ein lebendiges Zeugnis von der Gnade Gottes. Wenn Luther Maria in allen Teilen dieser Schrift als Vorbild preist, ihren Glauben als den Glauben schlechthin schildert, dann eben nicht – wie vorhin gesagt – als ein erreichbares Ideal, denn der Mensch ist von sich aus dazu unfähig. Unmöglich kann der Mensch von sich aus so werden. Aber Maria zeigt uns, dass es doch (menschlich) möglich ist, wo Gott am Menschen handelt und der Mensch seinerseits an diesen Gott glaubt. Nur wo ein ähnlicher Glaube ist und entsteht, ist dies bei anderen auch möglich. Daher ergehen die vielen Stellen, wo Luther den Glauben der Maria und das Leben im Glauben im allgemeinen schildert, nicht als moralischer Appell an den freien souverän handelnden Menschen, sondern die Verkündigung des gnädigen Gottes und seines Werkes an den Menschen, der in seiner Sünde verfangen ist. Hier wird nicht zu solch einem Glauben ermahnt, sondern hier wird der Mensch als potentieller Glaubender angesprochen – die „Potenz“ dazu von außen, nämlich vom Heiligen Geist kommend. Was alles löst es schon in uns aus, wenn ein Mensch uns Gutes tut, schreibt Luther: „Wie viel mehr wird sich solch lebendige Bewegung regen, wenn wir Gottes Güte empfinden, die überschwänglich groß ist in seinen Werken, dass uns alle Worte und Gedanken zu wenig werden und das ganze Leben und die Seele sich bewegen lassen müssen, als wollte alles gern singen und sagen, was in uns lebt?“ (M.Ev., S. 195 u. 197 = WA VII, 554).

Dass solch ein Leben im Glauben ein Leben aus Gnade ist und damit im Widerspruch zum sonstigen Tun und Treiben des Menschen steht, wird deutlich, wenn Luther dieses Leben – im Blick auf Maria – beschreibt. Der Verständlichkeit halber werde ich thematisch Wichtiges zusammenfassen:

- a) Gott die Ehre geben, seinen Namen heiligen: Luther meint, Gott soll uns arm, unselig bleiben lassen, damit wir ihn stets suchen und ihm wie Maria vertrauen. Marias Herz „steht fest und gleich zu aller Zeit, lässt Gott in sich wirken nach seinem Willen, nimmt nicht mehr davon als einen guten Trost, Freude und Zuversicht in Gott. So sollten wir auch tun“ (M.Ev., S. 198 = WA VII, 556). Das steht im Widerspruch zu einer Welt, in der jede/r nach Macht, Geld, Ansehen strebt, sich selbst vergöttern will und gerade dadurch unselig wird. Maria ist das Gegenbild zu solchem unseligen Streben nach Selbsterlösung. Sie soll daher nicht – wie die Künstler es oft tun – als eine unerreichbare, über allem schwebende, fast Furcht einflössende Himmelskönigin dargestellt und vorgestellt werden, sondern gerade sie will uns Armen und Sündigen ein „Beispiel der Gnade Gottes“, uns zur „Zuversicht zur göttlichen Gnade“ locken, zur Liebe und zum Lob Gottes bewegen, so dass wir uns fürchten „vor allem hohen Wesen, wonach die Menschen trachten“, und „großen Trost“ darin finden, dass Gott auch uns in unserer Armut und Nichtigkeit gnädig ansieht (M.Ev., S. 212 = WA VII, 569). Wo Luther sich zum „heiligen Namen“ Gottes (Vs. 49) äußert, weist er daraufhin, wie Maria den Namen Gottes mit ihrem Leben geheiligt hat, und er folgert für das Leben im Glauben: „Das ist: Gottes Name, wenn er von uns geheiligt ist und wir kein Werk, keinen Ruhm, kein eigenes Wohlgefallen darin für uns in Anspruch nehmen, so ist er recht geehrt, so rührt er uns an und heiligt uns“ (M.Ev., S. 219 = WA VII, 576).
- b) Erlittenes Unrecht und der Glaube: Viel Raum nimmt dieses Thema in Luthers Magnificatkommentar ein. Eine ganze Passage widmet er diesem Thema (s. WA VII, 580ff. = BO, Bd. 2, S. 166, 20ff.). Luther attestiert vorweg jedem Menschen ein Empfinden für das, was recht und was ungerecht, was gut und was böse ist (WA VII, 580). Und das Recht ist nach seiner Überzeugung auch ein hohes Gut und eine Gottesgabe (WA VII, 582 = BO, Bd. 2, S. 167, 37ff.). Er behauptet allerdings, dass ein Mensch, der zurecht Unrecht empfindet und nach diesem Empfinden versucht, sich wieder Recht zu verschaffen, schnell das Recht ins Unrecht verkehren kann (WA VII, 580). Der begabte Rhetoriker, der er gewesen ist, wählt Luther den Extremfall, überspitzt damit seine Aussagen, um die Pointe seiner Argumentation zu treffen und um seine Leser zu überzeugen. Er erwähnt das, was den meisten Menschen am teuersten ist, das, wessen Verlust die meisten Menschen als einen kaum ertragbaren Verlust empfinden würden, nämlich „Geld, Gut, Leib, Ehre, Weib, Kind und Freund“ (ebenda; auffallend ist, dass solches auch in der heute umstrittenen 4. Strophe des Liedes „Ein’ feste Burg ist unser Gott“ erscheinen – dass man heute in angeblich geistiger Überlegenheit diese Strophe als inakzeptabel empfindet und meistens weglässt, zeigt mir, wie viel die meisten heute noch von Martin Luther verstehen!). Luther meint, jeder Mensch würde wohl so reagieren, dass man in Rage geriete, aus Wut und Groll suchte, sich zu rächen, und versuchte, das Recht wieder herzustellen, nach dem Motto (= meine eigene Kurzfassung der Gedanken Luthers, vgl. BO, Bd. 2, S. 168, 1 - 5): „fiat iustitia, et pereat mundus!“ Unbestreitbar ist, dass einem Menschen Unrecht geschieht, wenn so etwas passiert, und das Recht soll wieder hergestellt werden. Nur: Das Recht soll man Luther nicht in die eigene Hand nehmen, und außerdem (und das hebt Luther hier in dem Magnificatkommentar besonders hervor) wird an der Art und Weise, wie man mit der Situation umgeht, deutlich, a) ob man zu sehr festklammert an diesen Gaben Gottes, die eben nur Gaben sind und als solche nur für eine bestimmte Frist verliehen sind (WA VII, 582 = BO, Bd. 2, S. 167, 5ff.; vgl. außerdem Erklärung des 1. Gebots im „Großen Katechismus“), und b) ob man auch im Leid und in solcher Ohnmacht Gott vertraut, dass er das begangene Unrecht vergelten wird: Gott „versucht Dich, ob Du auch um seinetwillen des Rechtes entbehren wolltest, unrecht haben und leiden, um seinetwillen die Schande tragen und an ihm

allein hängen. Bist Du nun gottesfürchtig und denkst: ‚Herr, es ist Dein; ich will’s nicht haben, ich wisse denn, dass Du mir’s vergönnen willst, fahre, was da fahret, sei Du nur mein Gott!’ Sieh, dann gilt dieser Vers: ‚Und seine Barmherzigkeit ist bei denen, die ihn fürchten’, die nichts tun wollen ohne seinen Willen“ (M.Ev., S. 224 = BO, Bd. 2, S. 168, 7 – 13 = WA VII, 582). Luther betont, man soll dabei harren, dass man selbst im Recht ist – also nicht nachgeben und das Unrecht des Gegners in Recht umwandeln, aber eben dabei Gott es überlassen, dass er wieder das Recht zu seinem Recht verhilft. „Dir ist genug das Bekenntnis, dass Du das gute Recht habest. Kannst Du nicht gewinnen, lass es Gott befohlen sein. Dir ist befohlen, zu bekennen, Gott hat sich behalten das Gewinnen. Will er, dass Du auch gewinnen sollst, so wird er es selber tun oder es vor Dich bringen, ohne dass Du daran gedacht hättest, dass Du es in die Hand nehmen und gewinnen auf eine Weise musst, wie Du es gedacht oder begehrt hättest. Will er nicht, lass Dir genügen an seiner Barmherzigkeit“ (M.Ev., S. 225 = BO, Bd. 2, S. 168, 19 – 25). Vor diesem Hintergrund wird nicht nur die 4. Strophe von „Ein feste Burg ist unser Gott“ (um 1527/28) verständlich. Auch seine Obrigkeitsschriften bzw. seine Stellung zu den Bauernaufständen in den Jahren 1523 – 1525 können wir von dieser Argumentation her besser verstehen. Interessant ist auch, wie Luther diese Argumentation fast wortwörtlich in seinem Brief vom 8. Dezember 1534 an Hans Kohlhaase wiederholt (= historische Person, die Kleistens Michael Kohlhaas zugrundeliegt = WA B VII, Nr. 2151, S. 124f.; an dieser Stelle möglicher Bezug auf Michael Lindens Erforschung des PTED). Es kann durchaus sein, dass dieses Denken Luthers für protestantische Frömmigkeit und Lebenshaltung prägend gewirkt hat bzw. dazu geführt hat, dass die meisten Untertanen in lutherischen Landen in der Regel sich quietistisch verhalten haben, wenn es politische Angelegenheiten ging, und sich auch willig hingeeben haben, wenn die Obrigkeit es von ihnen verlangt hat.

Luther weiß natürlich auch, dass nicht jeder im Recht ist, der meint, im Recht zu sein, und in der für ihn typischen dialogischen Weise schildert er hier jenen „Rechthaber“, der immer Recht haben muss und sich nichts sagen lässt. „Recht“ ist ihm das, was seinem Vorteil nutzt. Luther nennt viele Beispiele aus biblischen Geschichten von solchen Individuen und von solchen Völkern. Ihre Merkmale: Hochmut, Vermessenheit, Aufgeblasenheit, Selbstruhm, Zorn (M.Ev., S. 222 = WA VII, 579). „Ihre Klugheit ist ohne Maß. Ihre Haut ist so hart, dass, wenn man darauf schießt oder sticht, er einen Spott daraus macht. Das ist: Wenn gegen sie gepredigt wird, verlachen sie es, denn an dem, was sie für recht halten, soll nichts zu tadeln sein. Ferner: Eine Schuppe klebt an der andern, dass keine Luft dazwischen geht. Denn sie halten fest aneinander, dass kein Geist Gottes in sie kommen kann“ . . . dabei hat Luther vor allem den Papst und die kirchliche Leitung seiner Zeit vor Augen (ebenda). Diese sind es, die eben in ihrer Vermessenheit das eigentliche Recht, das jeder Mensch empfindet, verletzen und die Wahrheit, die die Schrift offenbart, mit Füßen treten (hierzu gleich mehr – s. unten: „geistiger Hochmut“). Gerade wenn man wegen der Treue zum Evangelium unter der Fuchtel solcher Personen in Geduld und ohne Gegenwehr leidet, da legt man – so Luther – Zeugnis von der Wahrheit des Evangeliums ab, und die Gegner offenbaren damit auch, wessen Geistes Kind sie sind (vgl. M.Ev. 226f.; WA VII, 584). In diesem Zusammenhang beginnt Luther seine Ausführungen über die Obrigkeit und deren (gottgegebene) Rolle:

- c) Die Obrigkeit bzw. der Dienst eines gläubigen Fürsten in dieser Welt: Obwohl Luther immer wieder bei seiner Auslegung des Magnificat von den „Mächtigen“ und „Hohen“ redet (und zwar fast durchweg negativ von ihnen redet!), redet er an zwei Stellen (wenn man das Vorwort an Johann Friedrich von Sachsen dazu nimmt – s.

oben – drei Stellen) explizite von der Obrigkeit und ihrem Amt. Dabei wird deutlich, dass er Obrigkeit und die Mächtigen nicht ohne Weiteres miteinander identifiziert. Zunächst hebt er bei Auslegung von Vers 50 hervor, dass die Welt ins Chaos versinken würde, wenn es nicht die Obrigkeit gäbe, die Gott eingesetzt hat, „den Bösen zu steuern“ (Luther Deutsch, Bd. 5, S. 319 = WA VII, 583 in M.Ev. nicht vorhanden; an dieser Stelle könnte man eventuell kurz darauf eingehen, dass Luther die Politik nicht nur als eine Notordnung in einer sündigen Welt, sondern den Staat auch in Anlehnung an die Tradition des aristotelisch-stoischen Naturrechts die Familie im Sinne der „erweiterten Familie“ als eine positive, von Gott gewollte Lebensgemeinschaft ansieht; vgl. Bayer, aaO, S. 134 - 136). Die Obrigkeit hat die Pflicht ihre Untertanen zu schützen, und sie wird ihrem Amt gerecht, wenn sie nicht um ihrer selbst willen, sondern zum Nutzen der Schutzbefohlenen und zur Ehre Gottes handelt (Luther Deutsch, Bd. 5, S. 319). Wie später in der Schrift: „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei“ von 1525, wird Luther auch hier a) die Rolle der Obrigkeit als eine defensive, Gewalt von innen und von außen abwehrende Funktion beschreiben und gleichzeitig einen offensiven Krieg zwecks Macht- und Gebietserweiterung wie auch einen Konflikt um der Verteidigung oder Verletzung der Ehre willen (also die Fehde) ablehnen (ebenda). Wenn es um den Glauben und das Evangelium geht, also um die höchsten Güter überhaupt, soll die Obrigkeit nicht klein beigeben, aber wenn es um andere irdische Güter geht, dann soll die Obrigkeit ähnlich wie der Einzelne verfahren: Dankbar von den irdischen Gütern loslassen, lieber den Verlust dieser Güter erleiden als alles auf ihre Rückeroberung zu setzen, und Gott vertrauen und dabei darauf vertrauen, dass er alles wieder nach seinem Willen richten wird (Luther Deutsch, Bd. 5, S. 319f.). Während Luther an dieser Stelle von dem gottgegebenen Amt der Obrigkeit und von der Notwendigkeit der Obrigkeit in einer sündigen Welt geschrieben hat, geht er bei der Auslegung von Vers 52 auf die Tendenz der Obrigkeit ein, ihre Macht zu missbrauchen (s. auch Vorrede an Johann Friedrich!). Luther betont vorweg, dass es wohl immer eine Obrigkeit geben wird, aber er weist darauf hin, dass die Versuchung, wenn an der Macht auch die anvertraute Macht zu missbrauchen, auch zu dem Untergang von diversen Obrigkeiten der Vergangenheit geführt hat. Wenn die Obrigkeit die Gerechtigkeit nicht mehr schützt, „das leidet er (Gott) nicht lange“ (Luther Deutsch, Bd. 5, S. 327 = WA VII, 590). Immer wieder stößt Gott die Mächtigen von ihren Stühlen (auch wenn die Stühle hinter bleiben und von anderen besetzt werden). Das Lied der Maria erinnert diese daran wie auch daran, dass er „die Niedrigen erhebt“ (Vs. 52b). Dabei setzt er die Niedrigen nicht auf die Stühle der Hochgelehrten, der Hoffärtigen, der Mächtigen, „sondern gibt ihnen viel mehr, nämlich dass sie in Gott und geistlich erhoben über Thron und Gewalt und alle Gelehrsamkeit Richter hier und dort werden, denn sie wissen mehr als alle Gelehrten und Gewaltigen“ (Luther Deutsch, Bd. 5, S. 329 = WA VII, 591). Dies alles ist „zum Trost den Leidenden und zum Schrecken den Tyrannen gesagt“ (ebenda). Wir erinnern uns: Diese Schrift ist für den künftigen Kurfürsten Sachsens, Johann Friedrich, geschrieben worden!

- d) Geistiger Hochmut: Zu den Hoffärtigen zählt Luther nicht nur die Reichen, die ihr Vertrauen nur auf irdische Güter setzen, und die Mächtigen, die ihre Macht missbrauchen, sondern auch und vor allem „die Gelehrten“. Sie sind „besonders die Feinde göttlicher Wahrheit“ (Luther Deutsch, Bd. 5, S. 325 = WA VII, 588), sind „die giftigsten, schädlichsten Menschen auf Erden, das ist eine abgrundtiefe, teuflische Hoffart des Herzens, für die kein Rat ist“ (ebenda). Luther denkt nicht nur und nicht in erster Linie dabei an geistliche Fürsten, die durch prunkvolle Kleider und große Reichtümer auffallen. Die Gefährlichsten sind die, die viel beten, viel fasten, viel predigen und studieren, auch Messe halten, sich demütig geben, geringe Kleider

tragen (ebenda). „Ach, sie meinens so herzlich gut, rufen den lieben Gott an und erbarmen sich über den armen Jesus, dass er so unrecht tut und hoffärtig und nicht so fromm ist wie sie es sind“ (ebenda). Gerade der heilige Schein, in den sie ihre Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit tauchen, macht sie so gefährlich, denn er „bewegt die Menge“ (ebenda). Gerade weil sie fromm zu sein scheinen, gottgefällig zu leben scheinen, vermögen sie Menschen zu verblenden. „Die Reichen vertilgen die Wahrheit bei sich selbst, die Gewaltigen verjagen sie bei den andern; aber die Gelehrten sind die ärgsten, sie löschen sie als solche ganz aus und bringen anderes auf: Ihres Herzens Eigendünkel, dass sie (die Wahrheit) nicht wieder aufkommen kann“ (Luther Deutsch, Bd. 5, S. 326 = WA VII, 589). Diese Worte haben an Aktualität bis heute nichts eingebüßt!

- e) Der rechte Gottesdienst und das wahre Israel: Der rechte Gottesdienst ist nicht notwendig bzw. wahrscheinlich nicht dort gegeben, wo man viel Spektakel und Brimborium macht, sondern nach Luther findet der rechte Gottesdienst dort statt, wo die Menschwerdung Gottes in Christus zum Ziel kommt und Menschen Gott vertrauen und dienen: „Das ist sein eigenes, liebes Volk, um deswillen er auch Mensch geworden ist, es aus der Gewalt des Teufels, der Sünde, des Todes, der Hölle zu erlösen und in die Gerechtigkeit, in ewiges Leben und Seligkeit zu bringen“ (Luther Deutsch, Bd. 5, S. 335 = WA VII, 596). Bei seiner Auslegung von Vers 55 legt Luther die Abrahamsgeschichte nach Galater 3, 17f. aus: Das wahre Israel ist von jeher das Volk gewesen, das Gott nicht wegen seines Ansehens, sondern allein aus Gnade erlöst hat. Auffallend positiv redet Luther in dieser Schrift und an dieser Stelle von den Juden. Er hebt die Abrahamsverheißung hervor wie auch die Tatsache, dass Maria aus dem Volk der Juden stammte (Luther Deutsch, Bd. 5, S. 338 = WA VII, 599f.). Auf das Gesetz und auf sein Wirken unter den Juden weist er hin: „Darinnen haben sie einen Vorteil vor den Heiden aller Welt gehabt“ (Luther Deutsch, Bd. 5, S. 339 = WA VII, 600). Und an den nicht wenigen Juden, die sich bekehren und an das Evangelium glauben, wird erkennbar, dass Gott seine Verheißung hält. „Darum sollen wir die Juden nicht so unfreundlich behandeln, denn es sind noch zukünftige Christen unter ihnen und werden täglich. Dazu haben sie allein, und nicht wir Heiden, solche Zusage, dass allezeit in Abrahams Samen Christen sein sollen, die den ebenedeuten Samen erkennen“ (Luther Deutsch, Bd. 5, S. 340 = WA VII, 600). Luther kann sich vorstellen, dass mehr Juden Christen werden, wenn nun das Evangelium verkündigt wird und die Christen endlich christlich leben würden. „Wer wollte Christ werden, wenn er Christen so unchristlich mit Menschen umgehen siehet?“ (ebenda, WA VII, 601).

Schlusswort: Marias Leben ist für Luther ein Spiegelbild der Gnade Gottes, ihr Glaube daher auch der Glaube schlechthin. Was uns durch seine Auslegung des Lobgesangs der Maria deutlich in die Augen springt, ist, in welchem Gegensatz sich solch ein Leben im Glauben zu einem Leben in der Welt und nach den Maßstäben der Welt befindet – solch ein Leben kann wirklich nur das Werk des Heiligen Geistes sein! Immer wieder lenkt Luther unseren Blick auf das Kreuz Christi: „Wenn der Druck zuende ist, dann brichts hervor, was für eine Stärke unter der Krankheit da gewesen ist. Siehe, so wurde Christus kraftlos am Kreuz und eben daselbst tat er die größte Machttat, überwand die Sünde, Tod, Welt, Hölle, Teufel und alles Übel. So sind alle Märtyrer stark gewesen und haben gewonnen, so gewinnen auch noch heute alle Leidenden und Unterdrückten“ (Luther Deutsch, Bd. 5, S. 322 = WA VII, 586). Hunger, Verfolgung, Verzweiflung, Not mögen über die Glaubenden kommen – damit ist in dieser Welt zu rechnen, wenn sie wahrhaftig glauben, aber gerade darin, in solcher Ohnmacht, wo der Mensch auf seinen Gott geworfen ist, ist Gott im Verborgenen am Werk, und am Ende

wird offenbar, was Maria in ihrem Lobgesang und auch andere Menschen in der Bibel besungen haben: Die Hilfe des gnädigen Gottes in tiefster Not.

Mögliche Themen für eine Diskussion:

- “homo incurvatus in se ipsum”: Der Mensch in der Annahme seiner Freiheit in Wirklichkeit stets im Tretmühle der Selbstverwirklichung, letztlich auf sich fixiert und mit sich allein gelassen (vgl. Bayer, aaO, S. 59ff.).
- damit verwandt und verbunden: Strukturen, Merkmale und Folgen des sozialen und individuellen Narzissmus (Psychoanalyse – Hans-Joachim Maaz aus Die narzisstische Gesellschaft: “Ich-Leistungen” zum Ausgleich von Defiziten, die in der symbiotischen Phase entstanden sind = Leistungen und Erfolge werden erstrebt, um einen Mangel an Selbstachtung und Selbstsicherheit auszugleichen und um dem Individuum ein Gefühl von Selbstwert zu geben bzw. um den Mangel an Selbstwertgefühl zu verdrängen – nach Maaz typisch für westliche Gesellschaft und ein Massenphänomen; führt zu einer hohen Leistung aber macht Menschen krank, ist Quelle von Spannungen, Ursache vieler Streitigkeiten und individueller Unzufriedenheit bzw. Zweifel am Lebenssinn.
- Luthers Gottesbild (Gott ist auch zornig!), Menschenbild, Schilderung des Zustands der Menschheit, des Lebens im Glauben
- Die (evangelische) Kirche in ihrem pausenlosen, krampfhaften Versuch, “am Puls der Zeit” zu sein (Amtsblatt der Meckl. Landeskirche/Strelitz im April 1933 = gewollte Gleichschaltung, Kirche der Deutschen Christen, nach dem Urteil der Bekennenden Kirche also eine „verdorbene Kirche“), Menschen zu gewinnen und bei der Stange zu halten, Aufgabe der Inhalte bei gleichzeitiger Unkenntnis der eigenen Grundlagen in dem Irrglauben, damit mehr Menschen für die Kirche zu gewinnen. Mir stellt sich die Frage: Wozu und wofür will man Menschen gewinnen? Etwa für die Nordkirche?
- Kritische Fragen an Luther: Doch ein Ideal bzw. eine asketische Form von Glauben? (Hier mehr über seine Worttheologie!).